

Sonntag, 15. April

Heute beginnt die letzte Woche, schade eigentlich. Morgen Lehrveranstaltung, dann Dienstag oder Donnerstag (ich weiß immer noch nicht wann) Vortrag bei den Juristen der Bei Wai. Am Mittwoch die Veranstaltung in der Beijing Normal University, Freitag und Samstag Tagung der Luxemburg-Stiftung (auch da weiß ich offiziell noch von nichts) und Treffen mit Xie Libin und Du (letzterer hat aber noch nicht reagiert). Mit Fang Juan werde ich am Dienstag oder Donnerstag zu Abend essen, je nachdem, wie es mit der Bei Wai läuft. Heute Abend kommt wieder eine Studentengruppe. Und dann muss ich ja noch die studentischen Prüfungsarbeiten korrigieren.

Ich bleibe zunächst im Hotel und mache einen kleinen Text für den „Personalrat“. Thema: Tipps für neu gewählte Personalratsmitglieder. Ich habe Stichworte für einen ähnlichen Beitrag über Betriebsräte mit, und es wird ein ganz nettes Ding. Ich kürze es in der Uni dann so zusammen, dass es genau den vorgegebenen 3.600 Anschlägen entspricht. Am Ende schreibe ich noch, dass man mit Unsummen die „systemrelevanten“ Banken stützt; wie sei es denn mit der „Systemrelevanz“ von Kindergärten, Schulen, Krankenhäusern und Polizei? Tipp: Thema für eine Betriebsversammlung. Das sollen sie mir nicht aus „Platzgründen“ rausstreichen können. Der Text muss eigentlich erst am Monatsende vorliegen, aber wenn ich nach Hause komme, ist so viel zu erledigen, dass ich besser ein bisschen vorarbeite.

Der chinesische Kollege Zheng von der CESL, den ich mal beim Mittagessen traf, hat mir einen Presseartikel über Datenschutz in China geschickt. Der Staatsrat bereitet eine umfassende Regelung vor, die aber zunächst nur Empfehlungscharakter haben soll. Später soll es mal ein Gesetz geben. Kommentare werden von einem Juristen an der Akademie für Sozialwissenschaften gegeben; da wird offensichtlich über dieses Gebiet geforscht. Ich bedanke mich bei Zheng.

Dann mache ich einen längeren Spaziergang in Richtung weg vom Campus, an Wal-Mart vorbei. Am Ende war letztes Jahr ein großer Park im Entstehen; ich wollte mal sehen, wie weit er ist. Ein bisschen Fortschritte hat er gemacht, Bäume und Sträucher sind gesetzt, in der Mitte eine Mulde mit einem etwas höher liegender Steg – wahrscheinlich soll darunter ein

kleiner See entstehen. Weiter sind sie aber noch nicht gekommen; es werden halt nicht nur ganze Städte in einem halben Jahr aus dem Boden gestampft.

Auf dem Rückweg mache ich Halt bei Wal-Mart. Davor gleich vier Löwen, wahrhaft riesige Viecher. Aber nicht in der typischen chinesischen Art mit einer Kugel unter der Pfote des männlichen Löwen und einem Löwchen unter der Pfote des weiblichen. Sondern einfach zwei naturalistisch nachgebildete Messingtiere, von denen jeweils eines das Maul bedrohlich weit aufsperrt. Könnte ein wenig missglückte Überanpassung sein. Innen ein riesiges Angebot; die Preise für Bier und Saft sehr bescheiden, ich zahle für fünf Dosen nicht mal 20 Yuan. Der Wein aus Frankreich hat dagegen Preise wie bei uns (und ist damit für Chinesen sehr viel teurer). Der Muckebatscher (Schriftdeutsch: Fliegenklatsche) kostet nur 1 Yuan, also 10 Cent. Wie es mit den meisten anderen Dingen steht, kann ich nicht sagen. Fernseher mit großem Bildschirm kosten umgerechnet 350 bis 400 Euro. Obwohl Sonntag ist, sind viele Leute zu Gange, aber das Ganze macht keinen hektischen Eindruck. Auch an der Kasse ein freundliches Lächeln.

Um 18 Uhr sind zwei Studenten und zwei Studentinnen da. Sie schlagen vor, in ein vegetarisches Restaurant zu gehen, das zu Fuß in etwa 20 Minuten zu erreichen ist. Eine der Studentinnen spricht ein einigermaßen verständliches Englisch, bei den Übrigen klingt „world“ und „water“ genau gleich. Fast alle hätten einen Spitznamen, erzählt sie mir. Weil sie ein bisschen groß und eher füllig ist und außerdem bisweilen die Arme ausbreitet und gestikuliert, wird sie „Henne“ genannt. Ich finde das nicht besonders freundlich, aber vielleicht hat das Huhn ja in China ein besseres Image als bei uns. Ein Student will möglicherweise Buddhist werden. Er hat bisher Philosophie studiert und ist nun unter die Juristen gegangen. Inhaltlich will er nicht argumentieren, weshalb er sagt, es sei noch gar nichts entschieden. Allerdings sind in dem Restaurant zwei große Tische mit buddhistischen Büchern; er will mir sogar eines schenken, aber alles ist auf Chinesisch. Ich erzähle von einem Besuch in einem buddhistischen Tempel in Can Tho/Mekong-Delta in Vietnam. Wir hätten lange mit zwei Priestern gesprochen, die gemeint hätten, in China nehme man den Buddhismus gar nicht so ernst; sie seien sehr viel konsequenter. Die Studenten fanden das einleuchtend, aber es blieb unklar warum. Das Philosophie-Studium umfasst die ganzen Klassiker von Plato und Konfuzius bis Marx und Mao; zu jedem müsse man einen Schein machen. Was da gelernt oder nicht gelernt wird, bleibt aber unklar.

In den Lehrveranstaltungen haben zwei von den vier Schwierigkeiten, mich zu verstehen. Die juristischen Begriffe auf Englisch sind nicht so ihr Ding. Sie finden die Geschichten aber schön, die ich einflechte; einer meint, die seien viel interessanter und wichtiger als das ganze blöde Jura. An der Peking-Universität gebe es einen Verfassungsrechtler, der sei ein richtiger Aktivist. Er wolle ein Verfassungsgericht oder so was Ähnliches; etwas Genaues wussten sie nicht. Es sei in seinen Vorlesungen aber immer so voll, dass die Studenten nicht nur auf den Treppenstufen, sondern auch auf den Heizkörpern sitzen (sie zeigten mir einen, weil sie das Wort für „Heizkörper“ verständlicherweise nicht fanden). 2008 sei er an die Zhejiang-Universität nach Hangzhou gegangen, sei dort einige Zeit geblieben, doch hätten ihn die Kollegen dann doch nicht gewollt. Dort gebe es nämlich eine Professorenselbstverwaltung (und dass die nichts zustande bringt, ist nicht nur in China so). So sei er an die Peking-Universität zurückgekehrt. Also eine Art Held im Wartestand.

Zweie (weder der „Buddhist“ noch die „Henne“) meinten, in China gebe es keine Meinungsfreiheit. Wenn man etwas Falsches sage, könne man schon mal verschwinden. Ich erwähne Ai Weiwei, der ihnen aber kaum ein Begriff zu sein scheint. Er sei ja wieder aufgetaucht. Ich erzähle von dem Seminar der Ebert-Stiftung, das ich 2005 besucht hatte. Die anwesenden chinesischen Professoren hätten geschimpft, die Rechte der Werktätigen seien das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben seien. Man habe Straßen und Eisenbahnlinien blockiert und in einem Fall sogar Bomben gebaut. Das alles sei in Anwesenheit von Vertretern des ZK, des Obersten Gerichts und des Staatsrats gesagt worden. Offensichtlich hätten die Professoren keine Angst gehabt, keinem sei was passiert; man habe lediglich die Protokolle nicht veröffentlicht. Das beeindruckt sie, sie hören jedenfalls unheimlich aufmerksam zu. Vorher hatte ich gesagt, ich hätte ja auch kein Problem, mich für das Streikrecht auszusprechen. Trotzdem, es gebe schlimme Sachen in China, sagte die Studentin, die sie aber nicht namhaft machen wollte.

Die vier machen sich Sorgen um ihre berufliche Zukunft. Ob die CESL denn überhaupt so bekannt werde, dass man deshalb gute Chancen hätte. Die ersten Absolventen seien alle untergekommen, meinte ich. In den USA gäbe es ein bis zwei Mal pro Jahr einen „Markt“ in den Law Schools. Die Firmen und Anwaltskanzleien würden kommen und ihre Angebote machen (jede hatte in Austin/Texas einen Stand); da könne man sich als Student dann umsehen und Vorgespräche führen. Das fanden sie ganz interessant. Nur: Der Optimismus von gestern und vorgestern Abend war nicht herbeizuzaubern. Vielleicht sind sie eben eher

die Außenseiterfraktion, die beim Unterricht generell nicht so recht mitkommt. Die Englisch-Probleme könnten dafür sprechen.

Montag, 16. April

Vormittags in der Uni versuche ich erst mal, Frau Zhang vom deutschen Sprachendienst beim ZK anzurufen, die für die Tagung am Freitag und Samstag verantwortlich ist. Wang hatte mir ihre Handy-Nummer gegeben. Ich treffe auf angenehme Musik, mehr nicht. Auch kein AB, auf den man sprechen könnte. Wang ist dagegen erreichbar, weiß aber auch nichts Näheres. Er will aber klären, ob ich nun am Dienstag oder am Donnerstag in der Bei Wai referiere. Ich muss das endlich wissen, denn ein Abendessen mit Frau Hao und ein weiteres mit Fang Juan müssen geplant werden und hängen terminlich davon ab.

Im Nebenzimmer sitzt der Ökonom. Ich erzähle ihm von meinen praktischen Schwierigkeiten mit der Organisation meiner Termine, das sei meistens so in China, meint er. Im Endergebnis würde es dann aber doch klappen. So auch mit der Finanzierung: Sie haben sich mit dem bösen Fang auf das Budget für 2012 nun doch geeinigt. Ich will wissen, wie es danach weitergeht. Er meint, eine Verlängerung für zwei Jahre käme durchaus in Betracht, aber Fang wünsche das sicher nicht, denn er wolle ja, dass das „seine“ Schule werde. Es ist doch was Schönes mit dem Sendungsbewusstsein der Entwicklungshelfer, selbst das Teufelchen kriegt notfalls eine Menge Geld ab, damit man von einem Erfolg berichten kann.

Mit Fang Juan vereinbare ich einen Fototermin. Von mir muss ein schönes Foto gemacht werden für die Zeitung der Akademie für Sozialwissenschaften. Das soll am Mittwoch früh stattfinden, da haben wir beide Zeit. Mal schauen, ob ich auch ein Foto von ihr machen kann. Würde sie möglicherweise freuen.

Wang ruft an und sagt, ich solle am Donnerstagnachmittag bei der Bei Wai referieren und dann in einem Hotel in der Stadt übernachten, damit ich dann gleich am Freitag früh bei der Tagung der Luxemburg-Stiftung sein kann. Frau Zhang würde mich auch anrufen und alles Weitere mit mir besprechen. Das tat sie dann auch eine Stunde später. Inzwischen war mir eingefallen, dass ich ja noch die Korrekturarbeiten machen musste; das schaffe ich nie am Donnerstagsvormittag. Also machte ich mich ans Verhandeln und erreichte, dass ich auf alle Fälle am Freitag meinen Vortrag halten kann und abends nach Changping zurückfahre. Ein

Programm haben sie noch nicht, der Tagungsort scheint aber festzustehen. Er liegt ganz nahe bei dem Hotel, wo ich übernachtete, aber wie dieses heißt, weiß ich nicht. Unter den deutschen Teilnehmern ist Thomas Händel aus Fürth, das wird nett, und es ist auch gut, wenn ich alle schon am Donnerstagabend sehe. Bleibt noch die Organisation der Abendessen: Frau Hao am Dienstag, Fang Juan hat zu meiner Freude auch am Samstagabend Zeit.

Beim Mittagessen treffe ich Felix Kruppa und zwei chinesische Deutsch-Lehrerinnen, die ein bemerkenswert akzentfreies Deutsch sprechen. Im ersten Jahr haben die ca. 20 Studenten, die Deutsch und Jura studieren, 12 Stunden Grundkurs, dann noch einen Phonetik-Kurs und einen Schreibkurs. Dazu eine Menge „Hausaufgaben“. Ganz schön viel. Wir reden über Fremdsprachenprobleme: Wenn ich mit der besseren Sprache anfangen und dann die schlechtere benutze, wird diese noch schlechter als sie sowieso schon ist. Wenn ich mit der schlechteren anfangen, hat diese mein individuelles Normalniveau und die bessere wird dann umso flüssiger und besser als sonst. Ich habe das mal bei einem Ferienkurs in Bordeaux ausprobiert, wo man sich selbst übersetzen musste und es einem freigestellt war, ob man mit Französisch oder mit Englisch beginnen wollte. Sie haben dafür aber auch keine Erklärung.

Felix Kruppa meint in anderem Zusammenhang, die Chinesen seien überhaupt nicht kreativ; was Neues komme allenfalls aus Hongkong, auf dem Festland seien auch bei den Unternehmen die Restriktionen viel zu groß. Ich finde das gar nicht. In der kleinen Welt meiner Lehrveranstaltungen werden viele durchaus originelle Fragen gestellt, die man von deutschen Studenten nie bekommen würde. Es sei wohl ein Unterschied, ob die Leute 50 oder 60 seien oder ob sie zur jungen Generation gehörten; die beiden Deutschlehrerinnen nicken zustimmend. Auch sei es eine unheimliche logistische Leistung gewesen, das Antikrisenprogramm in kürzester Zeit umzusetzen; da müsse es kluge und geschickte Leute gegeben haben. Es läuft sicher nicht alles so wie meine Vorträge bei der Bei Wai und der Tagung; sonst würden sie heute noch den Schluchtenstaudamm planen.

Bei der Verabschiedung wollen die beiden Deutschlehrerinnen unbedingt meine Visitenkarte; ich habe aber keine dabei. Ich schreibe meine E-Mail auf einen Zettel. Da geht einer ein Licht auf: Ich sei doch letztes Jahr bei der Tagung gewesen, die Frau Xu Lan organisiert habe. Das war die deutschsprachige Tagung, wo ich das „Wissenschaftlerrecht“ kritisiert hatte. Sie sei auch dabei gewesen. So langsam wird man heimisch.

Um 14 Uhr 20 die letzte Lehrveranstaltung. Mittlerweile kenne ich die meisten Gesichter. Thema ist die deutsche (und österreichische) Mitbestimmung. Ich erzähle, wie man einen Betriebsrat wählt und welche Schwierigkeiten es gibt, wenn bisher im Betrieb noch keiner existiert. Rund 50 % aller Arbeitnehmer hätten keinen gewählt, weil sie oft Angst hätten. Manchmal würden im Betrieb einfach Gerüchte kursieren, dass bestimmte Leistungen gestoppt würden, wenn ein Betriebsrat gewählt würde. Die versteckte Form der Drohung ist für sie gut nachvollziehbar.

Ich erzähle von der relativ komfortablen Position des Betriebsrats: Erledigung der Aufgaben während der Arbeitszeit, Kündigungsschutz, Teilnahme an Weiterbildungsveranstaltungen. Dass man dafür pro Tag oft 300 Euro bezahlt, finden sie ziemlich unglaublich; es erscheint nur deshalb akzeptabel, weil eine Managerschulung noch sehr viel mehr kostet. Anspruch auf ein Büro, ein bis zwei Computer und ein Sitzungszimmer hätte der Betriebsrat. Einer meint, ohne einen Fonds könne der Betriebsrat aber wenig ausrichten, er brauche Spielräume. Richtig, ich erkläre die andere französische Lösung, natürlich gebe es eine Kontrolle von der finanziellen Seite her. Dann erkläre ich ihnen, was Mitbestimmung konkret bedeutet, sowie das Funktionieren des Einigungsstellenverfahrens. Sie kommen selbst auf die Idee, dass angesichts der schönen Honorare die Arbeitsrichter immer einen Kollegen einsetzen. Einige haben ersichtlich die chinesische Version meines „Kollektiven Arbeitsrechts“ gelesen; in der Pause kommt eine Studentin und will eine Widmung in ihr Exemplar hinein. Auch die einstweilige Verfügung wird verstanden, die der Betriebsrat bekommt, wenn der Arbeitgeber einseitig Maßnahmen vornimmt, die der Mitbestimmung unterliegen. Es gibt auch im Chinesischen einen Ausdruck für „injunction“, ich habe ihn aber nicht richtig verstanden.

Was denn die Rolle der shareholder dabei sei, will eine Studentin aus der ersten Reihe wissen, die immer aufsteht bei den Fragen (obwohl ich ihr gesagt hatte, das sei nicht nötig). Prima facie liegen ihre Fragen immer neben der Sache, aber irgendwie lässt sich dann doch ein gar nicht so unvernünftiger Zusammenhang herstellen. Sie hatte an Arbeitnehmeraktionäre gedacht. Das sei bei uns nicht sehr verbreitet, meine ich. Die Arbeitnehmer hätten dann nämlich bei schlechtem Geschäftsgang ein doppeltes Risiko und würden neben dem Arbeitsplatz auch noch ihre Aktien verlieren. „Ein Risiko reicht“ fasse ich zusammen, und kriege Zustimmung. Daneben ergibt sich aber die Möglichkeit zu erklären, dass sich die Mitbestimmung auf die Entscheidungen des Managements beziehe; wie dieses gewählt und überwacht werde, sei eine Frage des Gesellschaftsrechts, das sie ganz gut beherrschen. Ich

erfahre bei dieser Gelegenheit, dass in China bei staatlichen Unternehmen ein Arbeitsdirektor von der Belegschaftsversammlung gewählt werde; den Privatunternehmen sei eine entsprechende Regelung nur freigestellt.

Dann erzähle ich noch vom Aufsichtsrat. Das sei ja schön, wenn man da als Arbeitnehmersvertreter drinsitze, aber wie wolle man ohne die Erfahrung des Managements und ohne jegliche Hilfskräfte eine alternative Unternehmenspolitik entwickeln? Das sehen sie ein, auch wenn es ein bisschen überrascht.

Nach der Musik aus dem dezenten Lautsprecher, die das Ende der Lehrveranstaltung verkündet, sage ich, dass ich gerne im Stoff weitermachen würde. Schade, dass die Lehrveranstaltung nunmehr zu Ende sei. Das finden sie auch. Sie wollen wissen, ob ich nicht beim nächsten Mal wieder eine Lehrveranstaltung für sie machen könne. Das ginge nicht, weil das ja die „flying faculty“ mache und die Uni Bremen nicht beim Konsortium dabei sei. Im kleineren Kreis rege ich dann an, sie sollten sich mal an Fang wenden, evtl. auch an Bruha, aber in erster Linie an Fang, und mit einem solchen Wunsch an ihn herantreten. Vielleicht gebe es ja doch eine Möglichkeit. Ich hätte Zivilrecht und auch EU-Recht gemacht, da könne man schon etwas finden. Ich kann ja auch ein bisschen mehr Lehrveranstaltungen übernehmen. Ich erzähle von dem Plan, in Fangs Veranstaltung „Legal ethics“ den Marx zu übernehmen. Das wundert sie ein bisschen, weil ich offensichtlich nicht zu ihrem Bild eines Menschen passe, der sich für Marx interessiert. Einer bedankt sich für die Lehrveranstaltung mit dem Argument, sonst würde man bei ihnen immer mit dem Vertrag beginnen, der nichts bringe; ich hätte aber den Bestandsschutz als ersten Teil des Arbeitsrechts gebracht, denn ohne diesen würden alle andern Rechte nichts taugen.

Ich hoffe nur, dass sie ordentliche Arbeiten schreiben; bei schlechten Noten wäre die Enttäuschung groß.

Die Übersetzerin des Interviews für die Akademie für Sozialwissenschaften sagt mir noch, es gebe vielleicht einige kleinere redaktionelle Änderungen, aber das Interview komme bestimmt, sogar relativ schnell. Das sei aber nur ihre persönliche Meinung, doch ganz so persönlich kann das nicht sein, sonst würde sie nichts sagen.

Im Büro um 18 Uhr noch ein Anruf vom hessischen Rundfunk. Der Journalist will alle denkbaren Details über den Insolvenzschutz bei der Altersteilzeit und der betrieblichen Altersversorgung wissen. Einiges habe ich auf Lager, anderes nicht. Die Umstellung auf die „alte Welt“ macht aber keine Probleme, obwohl hier in Beijing niemand von „Insolvenz“ redet.

Ich gehe ins Hotel, mache noch einen Spaziergang und schreibe Tagebuch.

Dienstag, 17. April

Ich habe heute eigentlich nicht viel vor; erst heute Abend das Essen mit Frau Hao. Vor der Uni treffe ich eine Studentin aus dem Kurs, die mich fragt, ob es denn noch eine Gelegenheit gebe, mit mir zu Abend zu essen. Ich erkläre ihr ein bisschen, wie meine Terminlage beschaffen ist. Dann will sie wissen, ob ich für ihren Jahrgang nicht im nächsten Semester wieder was machen könne. Ich sage, das sei schwierig, aber sie solle mal mit Fang sprechen; ich würde das gerne tun. Sie versteht aber, dass ich nicht einfach die doppelte Lehrverpflichtung wie die anderen Hochschullehrer übernehmen kann, sonst wären die ein bisschen sauer.

In der Uni dann ein Anruf von Wang. Ich soll am Donnerstag bei der Bei Wai referieren. Anschließend gebe es mit dem Dekan ein Abendessen und dann käme ich ins Hotel. Welches das denn sei? Wir sind uns einig: Ich würde für zwei Tage in China verschwinden und wäre endlich für die Weltpresse interessant. Ich würde bestimmt zum „wichtigsten Arbeitsrechtler der Welt und größten Kritiker Chinas“ befördert, der einfach aus dem Verkehr gezogen wird. In Wirklichkeit ist es das Hotel Minzu an der Chang'An, wo früher auch die Ebert-Stiftung ihre Seminare gemacht hatte und wo jenes berühmte mit den schimpfenden Professoren stattfand. Ich überzeuge ihn, dass ich am Freitagabend unbedingt wieder nach Changping zurückmuss; er sieht es ein. 20 bis 25 Minuten soll ich im Übrigen reden; nicht gerade lange für Grundsatzprobleme der industriellen Beziehungen in Deutschland und China. Aber das ist schon ein Privileg. Dafür geht ja alles auf Deutsch, schließlich sind wir ja bei den Übersetzern und Dolmetschern für Deutsch und bei der Luxemburg-Stiftung.

Im Übrigen überarbeite ich die Vorträge für „Law in the books and law in action“ und über Tarifautonomie und Streik. Dazwischen kaufe und verzehre ich einiges Obst.

Um 18 Uhr ist Frau Hao da. Wir gehen in ein koreanisches Restaurant gleich um die Ecke. Am Anfang läuft die Unterhaltung etwas schleppend; ich brauche Zeit, um mich wieder in Schwung zu reden.

Die Sache mit der Zeitung der Akademie für Sozialwissenschaften scheint zu klappen; mehr als ein paar redaktionelle Einzelfragen sei nach ihrer Einschätzung nicht zu erwarten. Sie seien ihr gegenüber auch verpflichtet, da sie beim Colneric-Interview nur ihren Namen, nicht aber ihre (Hao) Funktion erwähnt hatten. Da ihr Name aber ungefähr die Unterscheidungskraft von „Helga Müller“ besitzt, ist das ein gravierender Nachteil, den sie wiedergutmachen müssen. Ob sie weitere Interviews machen wolle? Ja, gerne, die Zeitung sei auf der Suche nach prominenten Ausländern. Das bringt mich auf die Idee, dass man doch einzelne Besucher der Ebert-Stiftung interviewen könnte. Gesine Schwan und Thomas Meyer hätten sich dafür angeboten, aber es gibt ja auch viele andere, die nach China kommen. Das findet sie ausgesprochen gut; auch die Luxemburg-Stiftung könnte ich einschalten. Eigentlich eine Win-win-Situation für alle: Die Zeitung freut sich, Frau Hao wird bekannt und die deutschen Promis werden in ihrer Eitelkeit gestreichelt.

Frau Hao kennt den „Buddhisten“; er habe seines schlechten Englisch wegen Bedenken gehabt, mit mir essen zu gehen. Vielleicht hat er sich noch zwei schlechtere ausgesucht, das hätte zu meinen Erfahrungen gepasst. Das Restaurant mit den buddhistischen Büchern kannte sie nicht.

Libin Xie, ein Mitübersetzer meines „kollektiven Arbeitsrechts“, ist jetzt Leiter der Abteilung „Rechtsvergleichung“ an der CUPL. Das sei eine deutliche Beförderung. Das ist erfreulich; unerfreulich dagegen die Geschichte mit seinem Vorgänger Mi Jian. Dieser hatte einfach Lehrveranstaltungen in Macao angenommen und war nur noch gelegentlich im Institut. Dann kam er gar nicht mehr, bezog aber sein Gehalt weiter. Inzwischen hatte er einen Ehrendoktor an der Uni Freiburg/Brsg. erhalten, was er allen – auch den entfernten – Bekannten erzählte, denn einen richtigen Doktor hat er nie gemacht. Wie er es trotzdem zum Professor gebracht hat, weiß niemand. Jedenfalls: der frisch gebackene Doktor war nur noch in Macao, ließ die andern die Arbeit machen und bezog sein Gehalt. Gegen solche Professoren hätte man halt keine Mittel; Disziplinarverfahren scheint man in solchen Fällen nicht in Erwägung zu ziehen. Nun ist er Mitglied der Regierung des Sonderwirtschaftsgebiets Macao geworden und in

Beijing ausgeschieden; die Trauer über seinen Weggang war gering. Mit fiel ein, dass er mir mal 2006 ein Papier zum Lesen gegeben hatte, die eigentlich eine Mischung aus Plattituden und Nonsens war. Ich hatte es meiner damaligen „Musterstudentin“ Xu Miao gegeben, die aber genau zum selben Ergebnis kam; es liege nicht an der Sprache, das sei auf Chinesisch genauso blödsinnig wie auf Deutsch.

Wie man in Europa einen Dr. h. c. kriege, wollte Frau Hao wissen. So genau könne ich das nicht sagen. Mir hatte Rodriguez Pinero, Kollege aus Sevilla, mal erzählt, ihm hätte die Uni Brüssel einen Dr. h. c. angeboten unter der Bedingung, dass der Brüsseler Dekan in absehbarer Zeit einen Dr. h. c. in Sevilla bekomme. Das habe er abgelehnt, und wenn ich recht informiert bin, hat er trotz seiner mehrjährigen Tätigkeit als Präsident des spanischen Verfassungsgerichts auch nie einen bekommen. Allerdings hat man in Sevilla eine Straße nach ihm benannt, was mich im letzten September, als ich dort war, ein wenig erschreckt hat, weil man dies sonst nur bei Verstorbenen tut; er ist aber gesund und munter. Die Vergabepraxis ist wohl unterschiedlich. Reich hat für seinen Dr. h. c. in Finnland sicherlich nichts bezahlt, sondern erfreut sich als Zivilrechtler in Skandinavien eines hohen Ansehens, während ich die Möglichkeit einer Gegenleistung bei Knieper in Georgien und in Moldavien etwas anders sehen würde.

Wir reden auch über die „scientific community“ in Deutschland. Es empfehle sich beispielsweise nicht, als junger Wissenschaftler einen der Großen zu kritisieren, im Zivilrecht beispielsweise Canaris oder Medicus. Man könne schon eine andere Meinung haben, aber das müsse man so verpacken, dass es nicht als Distanzierung erscheine. Auch gebe es natürlich so was wie eine allgemeine Überzeugung, zu der man sich nicht in Widerspruch setzen dürfe. Ich erzählte von meinen Erfahrungen auf dem Karlsruher Forum, wo ich aus der Tätigkeit eines Aufsichtsrats berichtet und die geringen faktischen Kontrollmöglichkeiten (keine Zeit, da andere Haupttätigkeit, keinen „Apparat“) kritisiert hatte, was zu spontanen und recht bösen Protesten geführt hätte. Sie war ziemlich sprachlos; es sei doch gut, wenn man kritisiert werde, da könne man nur lernen. Nun ja, wie hatte ich mal gesagt: China wird das „Amerika“ des 21. Jahrhunderts. So wie die Generation meiner Eltern und Großeltern nach Amerika geschaut hätte („God’s own country“), so würde man in ein paar Jahrzehnten nach China schauen; sie seien den übrigen immer ein Stück voraus. Ob sie das noch in das Interview einbauen könne, fragte Frau Hao, sie habe so eine Aussage noch nie gehört. Ja, ich habe nichts dagegen (und es wird die Toleranz der Redaktion gegen „unfrisierete“ Gedanken in

meinem Interview erhöhen). Meine eigenen Eltern seien Übrigens gar keine Amerika-Fans gewesen, ganz im Gegenteil. Oberflächlich seien sie, die Amerikaner, und die „Negermusik“ sei schrecklich. Im Folgenden noch eingehende Unterhaltung über die Zwänge, denen man als Wissenschaftler in Europa ausgesetzt sei. Sie meint, in China gebe es politische Rücksichtnahmen, aber nicht derartige innerhalb des Wissenschaftsbetriebs.

Sie möchte gerne eine Gemeinschaftsproduktion machen. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift der China-EU School of Law. Probleme der Leiharbeit sind im Moment wichtig in China, bei uns auch. Im Mai macht die Ebert-Stiftung eine Tagung in Guangzhou zu genau diesem Thema; ich muss ein englisch-sprachiges Statement dazu vorbereiten (ich habe eigentlich keine Lust, muss es aber trotzdem). Das ließe sich gut verbinden. Ich bringe dann noch die Rede auf die Anwendung arbeitsrechtlicher Grundsätze im Zivilrecht und zivilrechtlicher Grundsätze im Arbeitsrecht, was unter chinesischen Bedingungen eine durchaus fruchtbare Fragestellung ist. Das wäre aber für eine chinesische Zeitschrift, denn bei der der China – EU School of Law weiß man ja nicht, ob es sie angesichts des Finanzierungstreits in zwei Jahren noch gibt.

Ich begleite Frau Hao noch bis in die Gegend ihrer Wohnung und bin dann erst so um 11 Uhr im Hotel zurück. Sicher hat Herta versucht, mich anzurufen. Schade, aber irgendwie wurde es ganz spannend.

Mittwoch, 18. April

Heute wird Examen geschrieben, und ich sollte auch noch einige administrative Dinge erledigen. Ich erwische Fang Juan; sie ruft bei Fang Liufang an, er will mich wegen meiner weiteren Tätigkeit um 13 Uhr 30 sprechen. Um 15 Uhr 20 fährt mein Shuttle-Bus zum Downtown Campus, das reicht gut.

Vorher Mails, Stellungnahme zum Promotionsvorhaben Gramß-Siegismund, dann Mittagessen. Ich treffe Zheng Yongliu und bedanke mich nochmals für die Pressemeldung zum Datenschutz. Er redet wirklich ganz gut Deutsch und macht nachher eine Veranstaltung über Rechtssoziologie. Ich will wissen, ob es in China eine Diskussion über informelle Normen im Arbeitsleben gibt und erzähle ihm von meinen Beobachtungen mit dem Fahrer der

Ebert-Stiftung in Shanghai. Er begreift mit ein wenig Mühe, was „informelle Normen“ sind und sagt, das sei halt eine Spezialität für Arbeitsrechtler. Nun ja, das ist auch eine Antwort.

Fang Liufang will erst wissen, wie meine Lehrveranstaltung gelaufen ist, ist aber im Wesentlichen schon informiert. Ich solle im Herbst wiederkommen, die Zeit hatte ich ja mit Fang Juan schon abgesprochen (was er aber nicht wusste). Auch im Frühjahr solle ich wieder einen Monat da sein. Beides Mal zu den Bedingungen als „distinguished professor“; nun werde ich also doch befördert.

Ich erzähle ihm, was ich außer vergleichendem Arbeitsrecht so alles machen könne. Einführung ins Datenschutzrecht. „Data Protection“ ist ihm kein so einleuchtender Begriff, wohl aber „privacy protection“. Ich erzähle ihm, es gäbe drei Anwendungsbereiche: Arbeitsleben, Verbraucherschutz und Verhältnis Bürger-Staat; ich erzähle von der Vorratsdatenspeicherung und den Antiterrorlisten. Er versteht sofort, um was es geht. In China hätte man darüber diskutiert, dass die Banken zum Teil Adressen ihrer Kunden zu Werbezwecken verkauft hätten, da habe man sich ziemlich aufgeregt. Das Übermaß an Terroristenverfolgung („overreaching“ sagt er für „unverhältnismäßig“) führe nur dazu, dass man weitere Leute in die Arme der Terroristen treibe. Also: Data Protection wird ein schöner Kurs; auch sind wir neben der Akademie für Sozialwissenschaften die ersten, die hier was machen. Das leuchtet ihm sehr ein.

Ich hatte weiter noch „Einführung“ ins deutsche Zivilrecht angeboten, die anderen europäischen Zivilrechtsordnungen würde ich nicht so gut kennen. Er biss trotzdem an: Die allermeisten Kategorien des chinesischen Zivilrechts seien aus Deutschland übernommen, da sei es gut, wenn man das Original kenne. Nicht immer wird es allerdings eine exakte englische Entsprechung der deutschen Begrifflichkeit geben, aber man kann ja beides bringen. Ich mache da zwei Veranstaltungen, das vergleichende Arbeitsrecht erst wieder im nächsten Frühjahr. Dass ich mehr mache als jetzt ist schon wegen des höheren Gehalts ganz gut.

Auf der Website hatte ich einen Vortrag von einer Expertin der chinesischen Ratingagentur Dagong gesehen; eine Absolventin der CUPL. Ich sage, ich hätte über die drei Ami-Agenturen gearbeitet und könne einen Vortrag darüber halten. Das findet er prima und will sogar gleich einen Kontakt mit der Referentin vermitteln, aber das hat Zeit bis zum Herbst, weil ich im Moment wirklich keine Termine mehr reinpacken kann. Aber den Vortrag werde

ich machen – es wird einiges an Vorbereitung auf mich zukommen, weil das alles auf Englisch sein muss.

Nun kommt das leidige Thema mit der Kooperation Beijing – Hamburg. Ich erfahre Bemerkenswertes. Die Professorenkollegen bekommen nur ein Tagegeld, das so einigermaßen die Aufenthaltskosten deckt. Dann müssen sie drei oder fünf Tage hintereinander lehren, jeden Tag drei Stunden, dann einen Tag Klausuren korrigieren und dann wieder nach Hause fliegen. Da entsteht wenig Kontakt mit den Studenten oder gar mit dem Land; außerdem ist es ein Schlauch. Die Unis bekommen die „Lohnkosten“ für die fragliche Woche neben den Reisekosten von der EU ersetzt. Die Lohnkosten (also ca. $\frac{1}{4}$ Professorengelt) geht aber ausschließlich in den Unitopf. Würde man Leute für ein halbes Jahr hierherschicken, ginge das nicht: Dann müsste man wirklich die „Lohnkosten“ an sie weiterleiten. Nur ein Achtel des ganzen Projektvolumens würde in China ausgegeben, meinte Fang. Er hätte keine Lust mehr, die Sache über das Jahr 2012 hinaus zu verlängern. Klingt irgendwie einleuchtend. Keinerlei Kosten für die administrativen Aufwendungen in Beijing würde die EU übernehmen. Hamburg hätte ein besonders großes Interesse, weil sie wegen der Konsortialführerschaft 7 % vom ganzen Kuchen (immerhin 17,5 Mio.) extra kriegen. Er habe ein „difficult job“, konnte ich nur sagen. Er hatte ganz verschwitzte Hände als wir uns begrüßten; offensichtlich stresst ihn das Ganze sehr. Er wollte am Ende noch wissen, ob Ninon komme oder gar schon da sei; mir hatte sie nur geschrieben, sie bereite eine Rede zum 40-jährigen Jubiläum der CUPL vor, das in ca. vier Wochen stattfinden soll. Seine Frage klang aber so, als wolle man auch noch sie gegen ihn in Stellung bringen.

Nach dem Gespräch begeben wir uns zum Shuttle, das mich zum Downtown Campus bringen soll. Ich frage den vor dem Bus stehenden Fahrer: „Downtown Campus?“ Er zeigt nur auf das Schild, wo mit chinesischen Schriftzeichen das Fahrziel angegeben ist. Das bringt mich nicht unbedingt weiter. „Dschengfa daxue?“ ist da schon besser. Er versteht und sagt „duei“, was so viel wie „richtig“ heißt. Auf der Fahrt gucke ich lieber zum Fenster raus als zu arbeiten, obwohl sie genau 50 Minuten dauert. Ich muss ja auch noch das Gespräch von eben etwas verdauen.

Frau Liu von der Beijing Normal University ist da, zusammen mit einer Art Assistentin, die aber wenig Deutsch kann, so dass wir Englisch reden. Sie kommt aus Hohott in der Inneren Mongolei, scheint aber nicht zur mongolischen Minderheit zu gehören. Die Leute in ihrer

Provinz seien so phlegmatisch, anders als die in Xinjiang, da gefalle es ihr in Beijing besser. Wir gehen durch einen „Park“, der aber sehr schmal ist; rechts und links braust der Verkehr vorbei. An einem bestimmten Punkt hat man einen Ausblick – auf noch mehr Autos. Der Park ist auch nicht gerade besonders gepflegt. Dann ein längerer Weg zur Hochschule eine Straße entlang. Ich werde erst mit der Studentin zusammen in eine Art „Ruhezimmer“ verfrachtet und bekomme ein (durchaus schmackhaftes) Brötchen zu essen, damit ich auch ohne vorheriges Abendessen die „Strapazen des Vortrags“ überstehe.

Um 6 Uhr geht's los. Ungefähr 35 Studenten, sehr interessierte Gesichter. Ich rede über „Recht und Rechtswirklichkeit im Arbeitsrecht“, über eine gute Arbeitsaufsicht, funktionierende Gerichte und Selbsthilfe im Falle von rechtswidrigem Verhalten des Arbeitgebers. In der Diskussion Frage nach der Rolle der Gewerkschaft. Eigentlich nur eine Hilfsfunktion, die ich gar nicht erwähnt hatte. In Schweden ist es anders, weil dort die Gewerkschaft das Vorliegen einer Gesundheitsgefahr feststellen kann und dies für die Arbeitnehmer ein Grund ist, die Arbeit zu verweigern. Aber hier in China? Wir kommen auf die Frage der Eigenständigkeit der Gewerkschaft zu sprechen, großes Interesse an der These, die Funktionsträger im Betrieb auszuwechseln. Ich werde auch meine anderen Thesen los. Ob ich denn chinesische Betriebe untersucht habe, will eine Studentin in gutem Deutsch wissen; ich übersetze ihre Frage für die andern ins Englische. Eigentlich untergräbt das ja meine Autorität, aber mir ist das gar nicht gleich bewusst. Ich erzähle, wenn ich mit Dolmetscher in einen Betrieb gehe, sage jeder nur das, was man von ihm erwarte. Deshalb sei das nicht sinnvoll. Ein chinesischer Kollege habe immer die auf einen Zug Wartenden (in China ist das wie bei uns am Flughafen) gefragt, da sei die Chance, sehr viel besser, eine richtige Antwort zu bekommen. Im Übrigen würde ich eben Mosaiksteine suchen. Ich erzähle von den schönen Fällen, wo Arbeitnehmer ihre Kooperationsbereitschaft reduzierten; sie können aber keine weiteren Beispiele nennen. Insgesamt eine schöne Diskussion, auch über die Frage, wie man in Deutschland studieren und ggf. als Chinese einen Master machen könne. Gebe es auch Master nur auf Englisch?

Abschließend gehen wir in eine Kneipe, die vor der Bestellung Vorkasse verlangt. Sonst aber ganz nett; ich esse noch etwas Thunfischsalat und ein kleines Stückchen Pizza, obwohl ich eigentlich nichts mehr essen wollte. Es kommt eine Anwältin, die ich vom letzten Mal kannte; sie ist ganz zufrieden mit ihrem Beruf. Frau Liu meint, sie hätte seit zwei Jahren nicht mehr Deutsch gesprochen. Ihr Mann sei immer drei Monate in Frankfurt, dann vierzehn Tage

zu Hause, dann wieder drei Monate in Frankfurt; das verdrießt sie offensichtlich. Im Sommer wolle sie ihn mal einen Monat lang besuchen, aber es sei noch nicht sicher. Die beiden Kinder (15 und 17) müssten so viel lernen, dass man sie nicht gut allein lassen könne. Das sind so die Familiensorgen. Ihr Projekt über Grundrechte der Kinder verfolgt sie nicht weiter; da sie kein Ersatzprojekt nennt, frage ich auch nicht danach.

Schon während meiner Vorlesung hatte es geblitzt und gedonnert, anschließend gewaltig geregnet. Es ist schwierig, ein Taxi zu finden. Schließlich (nach ca. einer halben Stunde) wird aber doch eines aufgetrieben und ein Student fährt bis zum Hotel in Changping mit. Ich komme erst nach 23 Uhr dort an.

Donnerstag, 19. April

Heute Vormittag kommen die Klausuren dran. Ich gehe ins Zimmer von Li Xiaolu, aber sie ist nicht da, sondern bei einer Besprechung. Ihre Kollegin gibt mir die schön verpackten Klausuren und bringt mir nach einiger Zeit auch die Notenskala. 52 Klausuren sind es insgesamt. Sobald Li Xiaolu da ist, muss ich auch noch mein Geld kriegen.

Ich beginne mit der Korrektur, die ersten drei Arbeiten sind allesamt gut, mit kleinen Unterschieden. Mehr schaffe ich aber nicht. Dann kommt Li Xiaolu und bringt mir 17 000 Yuan, was nach Abzug der Steuern von den 20.000 Yuan übrigbleibt. Ich nehme das ungerne in bar mit, zumal es nicht so leicht wieder einzuführen ist. Nachdem ich das nächste und übernächste Mal ja ganz gut verdienen werde, will ich ein Konto in China eröffnen und das Geld dort einzahlen. Ob man das jetzt noch eröffnen könne? Sie meint, das ginge evtl. auch am Samstag, die Banken seien offen, sie will mit einer Bank telefonieren. Dann aber kommt sie wieder und meint, das dauere unheimlich lang, und ich verstehe sofort, dass sie da nicht unbedingt mit mir zusammen warten will. Also nehme ich halt das Geld doch mit. Die Grenze ist wohl bei 20.000 Yuan, das geht also noch.

Um ein Uhr fährt der Shuttle. Ich komme zur Haltestelle, Felix Kruppa ist da und ruft mir zu, es fahre zunächst ein kleiner Bus, der sei sehr viel schneller. Schwupps bin ich drin, obwohl ich eigentlich genügend Zeit gehabt hätte, mit dem langsameren Großen zu fahren. Auch mit dem eigentlich beabsichtigten Tagebuch Schreiben wird es nichts, weil ich neben einem interessanten Menschen zu sitzen komme. Ein Österreicher namens Leopold Leeb, der seit 17

Jahren in China ist und dort Latein (!!) unterrichtet. Er hat ein Buch über lateinische Rechtssprichwörter und ihre Entsprechungen auf Deutsch, Englisch und Chinesisch geschrieben; auch „nemo plus juris“ ist dabei. Ich sage, mich interessiere das wegen meiner Zivilrechtsveranstaltung, und er verehrt mir gleich sein Buch. Was hat er in 17 Jahren mit chinesischen Studenten für Erfahrungen gemacht? Sie würden zum Auswendig Lernen gedrillt, dafür sei auch die Schrift verantwortlich, die zu lernen eine reine Gedächtnisleistung sei. Meine Erfahrungen mit klugen Fragen sind für ihn eher Ausnahmen.

Wie man die Zeichen lerne, will ich wissen. Die Kinder würden sie nach der Ganzheitsmethode lernen, während Erwachsene nach den sog. Radikalen, also nach den 128 verschiedenen Elementen suchen. So seien auch die chinesischen Lexika aufgebaut. Natürlich merke man sich das alles schwer. Er habe einen Kollegen, der mit 58 angefangen habe, gut spreche, aber jede Woche drei Stunden lang sein Verzeichnis mit den Zeichen durchgehe, weil er sie sonst vergesse. Wenn man Chinesisch lerne, werde man aber sehr belohnt; die Leute seien ungeheuer freundlich und nett. Man müsse überhaupt eine angenehme Unterrichtsatmosphäre schaffen und dürfe nur indirekt kritisieren, sonst sei alles kaputt. Es müsse auch was zum Lachen geben; ich erzähle ihm, dass ich es in Prüfungen bei uns genauso gemacht habe. Ihm mache die Lehre richtig Spaß, eigentlich gebe es nichts Schöneres.

Am Downtown Campus ist Wang relativ schnell mit dem VW seiner Frau da und holt mich ab. Wir fahren zur Bei Wai; ich bin im Grunde viel zu früh dran, denn die Veranstaltung ist von drei auf vier verlegt worden. Zunächst sind wir im alten Gebäude der Deutsch-Abteilung, das mich immer so an meine Schulzeit erinnerte. Wir treffen eine freundliche und gut deutsch sprechende Kollegin, dann den Dekan Jia, der so nett wie früher ist. Er habe mir öfters mal bei der Bedienung des Computers geholfen, sage ich, was er aber gar nicht mehr wahrhaben will. Er sieht eigentlich viel munterer aus als ich ihn in Erinnerung hatte. Er hatte eine richtige Professur in Jena inne (Übrigens nach der „Wende“), doch seien die Kollegen ziemlich ruppig gewesen, erzählt Wang später, so dass er trotz der drastischen Unterschiede in der Vergütung wieder zurückgekommen sei. Wang bringt mich zu den Juristen; ich kenne das Gebäude wieder, ohne dass ich früher wusste, dass da Juristen drinsäßen. Es sind eine Reihe von Hochschullehrern dort tätig, die für die Fremdsprachenstudenten Jura im Nebenfach unterrichten. Ich werde gewissermaßen beim Dekan abgeliefert, der sich mit mir 1 ½ Stunden unterhalten soll. Bei ihm sind noch ein weiterer Prof. und zwei postgraduierte Studenten;

einer davon hat in Warwick gearbeitet und kennt Alan Neal sehr gut. Dieser ist auch verschiedentlich hier gewesen, habe anfänglich Chinesisch gelernt, es dann aber aufgegeben.

Der Dekan will insbesondere wissen, wie man in Deutschland studieren könne, ohne Deutsch (wohl aber Englisch) zu sprechen. Ich erzähle ihm einiges. Sein Englisch hat er wohl in Indien gelernt, er redet jedenfalls ganz ähnlich. Die China – EU School of Law ist den Anwesenden nicht unbedingt ein Begriff. Mit dem gemeinsamen Abendessen wird es nichts, weil die Frau des Dekans verreist ist und er für seine Tochter das Essen zubereiten muss. Ich erzähle ein wenig von meinen (seltenen) Erfahrungen als alleinerziehender Vater, was die Stimmung sehr aufhellt. Unbedingt müsse ich bei meinem nächsten Aufenthalt wieder kommen. Es klingt recht ehrlich.

Wegen der Verlegung auf 4 Uhr hatte ich eigentlich mit einem großen Publikum gerechnet, doch es waren nur etwa 30 Studenten da. Fast nur undergraduates. Anders als gestern Abend hatte ich von Anfang an das Gefühl, gewissermaßen einer Mauer etwas zu erzählen. Kaum jemand guckt einen an, viele schreiben in ihre Hefte, irgendwie fehlt der zündende Funke. Fast so wie ich manche Bremer Lehrveranstaltung speziell zum Arbeitsrecht in Erinnerung habe. Auch Geschichten bringen keine Bewegung in die Veranstaltung. Ein paar Studenten nicken; einer spricht sehr gut Deutsch; ich hatte vor der Veranstaltung mit ihm geredet und er hört ganz aufmerksam zu. Ebenso seine Nebensitzerin, die italienisch als Hauptfach studiert, und die sich gefreut hatte, von mir ein paar italienische Brocken zu hören. Dann eine weitere Studentin, die anschließend eingehende Fragen zum Studium in Deutschland stellt; auch sie war bei der Sache. Die Drei haben da und dort auch auf Geschichten reagiert und geschmunzelt, die andern nicht.

Nach eineinhalb Stunden gingen wir dann rüber ins Bei Wai Restaurant, wo eigentlich ein Nebenzimmer bestellt war, wir dann aber doch im allgemeinen Raum saßen. Es verbindet mich durchaus positive Erinnerungen damit. Keine besonders spannende Unterhaltung, aber es ging schon. Dann im Taxi Fahrt in das Hotel, in dem mich die Luxemburg-Stiftung wegen der morgigen Tagung untergebracht hatte.

Der mich begleitende Arbeitsrechtler hatte eine genaue Information über das Hotel. Es zu finden machte dem Taxifahrer Schwierigkeiten; man kommt durch völlig unbekannte alte (und ärmliche) Teile von Beijing; es sind also nicht nur die Hutongs am Hohai

übriggeblieben. Das Hotel hat keinen europäischen Namen, nicht mal einen in der Pinyin-Umschrift; ich lasse mir erklären, dass es „Schmetterling“ heißt. Wessis kommen hier ersichtlich nicht hin; es würde auch höchstens einen oder zwei Sterne bekommen. Es gibt zwar einen Aufzug, aber der ist kaputt. Die Luxemburg-Stiftung meint halt – so denke ich –, Linke müssten bescheiden und arm sein, das hat ja eine gewisse Tradition. Erst die (wichtigeren) Chinesen haben damit gebrochen. Ein Teilnehmer sei schon da. Ich frage, wie der heiße, erfahre „Thomas“ und auf Nachfrage dann „Händel“. Er habe das Zimmer neben mir. Dort ist aber niemand, doch entdecke ich ihn alsbald im Restaurant. Dort sitzt mit ihm Lutz Pohle, der allseits anerkannte Vertreter der Luxemburg-Stiftung, der sehr gut Chinesisch spricht. Er ist einen großen Teil seines Berufslebens hier gewesen. Nach einiger Zeit kommt Boy Lüthje dazu. Die beiden andern gehen weg, weil der Koffer von Thomas Händel nicht angekommen ist, und er sich deshalb noch Wäsche kaufen muss.

Ich rede mit Boy Lüthje. Er ist ja Betriebssoziologie und bestätigt meine These, dass in China die Interessenvertretung häufig über informelle Vorgänge laufe. Zu dieser Problematik gebe es einen bekannten Theoretiker, Michael Burawoj, der ein Buch über „Manufacturing consent“ geschrieben habe. Da könne ich meine These gut „andocken“. Ist manchmal ganz nützlich, mit Menschen von einem anderen Fach zu reden. Er meint weiter, die BASF habe in ihrem großen Werk in Nanjing ein völlig transparentes Lohnsystem eingeführt und kaum Überstunden vorgesehen. Dies stieß aber auf Schwierigkeiten, weil die Leute Überstunden machen wollten und außerdem auf eine höchst individuelle Entlohnung Wert legten.

Boy Lüthje ist nicht mehr bei der Renmin, weil die Beziehungen zu Chang Kai extrem schlecht geworden sind. 5 bis 6 Monate im Jahr ist er in Guangzhou, wo er sogar eine „Dienstwohnung“ als Hochschullehrer hat. Die Lehre findet er ausgesprochen gut; lauter motivierte und interessierte Studenten, die sogar mit in die Betriebe gehen würden. Alles wollten sie wissen. Interessant auch seine These, die Auseinandersetzung mit Bo Xilai bringe zum ersten Mal seit 1989 eine Auseinandersetzung in der KP um inhaltliche Positionen an die Öffentlichkeit. Da sei bisher immer vermieden worden, und sie hätten auch den aktuellen Konflikt bislang im Griff.

Ich mache einen kleinen Spaziergang mit Thomas Händel. Er ist stellvertretender Vorsitzender der Luxemburg-Stiftung und beklagt sich mir gegenüber über das Hotel. Wenn man eins als hauptamtlicher Gewerkschafter könne, dann etwas organisieren. Die

Tagesordnung für morgen hätte er auch erst heute bekommen. Mal schauen, ob er sich wirklich beschwert. Da ist die Ebert-Stiftung schon eine andere Welt.

Natürlich gibt es nirgendwo im Zimmer ein Bier; ich nehme einen guten Orangensaft und rede meinem Unterbewusstsein ein, das sei Bier. Es wirkt nicht so recht; ich schreibe einfach Tagebuch – bis gegen 2 Uhr. Vorher hatte ich noch E-Mails bearbeitet; beim Umschalten auf www.tagesschau.de wurde plötzlich ein Code verlangt. Ist aber nicht tragisch, so wichtig sind die Dinge um Mitternacht dann auch wieder nicht.

Freitag, 20. April

Aufstehen so um halb acht. Das Frühstück wurde dadurch erträglicher, dass Pohle Nescafé beschafft hatte. Es war aber nicht zu verhindern, dass dieser mit Milch vermischt wurde. Im Übrigen eben ein chinesisches Frühstück. Lüthje und Händel reden über die Vorbereitung für Elektroautos; die deutsche Industrie ist sehr weit, doch würde viel von der notwendigen Technologie von Daimler, Audi, Opel usw. wegfallen. Das sei für die IG Metall eine ziemliche Katastrophe. Mittelfristig arbeite man an einer Fusion mit der IGBCE – der heimliche und der offizielle Sozialpartner. Ich weiß nicht, ob wirklich was dran ist. Gerade die unterschiedlichen Formen, wie man die Leute an der Nase rumführt, könnten entgegenstehen.

Die Tagung wird vom Übersetzungsbüro der KP Chinas und der Luxemburg-Stiftung ausgerichtet. Das Tagungsgebäude ist ganz in der Nähe. Ich treffe Michael Brie, einen freundlichen Zeitgenossen, dem es ersichtlich gefällt, dass ich (als staatlich anerkannter Sozialdemokrat) „in seinen Orbit geraten“ (so wörtlich) bin. Er will meine Adresse und bekommt sie auch. Vier Eröffnungsreden, aber nicht besonders lang. Dann drei Referate und anschließend 20 Minuten für Diskussion. Prof. Xin vom Institut für industrielle Beziehungen hat eine Studie gemacht, die die sozialen Verluste quantifiziert hat, die durch den Reformprozess entstanden sind. Er kommt dabei auf einen Betrag, der dem heutigen Sozialprodukt Chinas in einem Jahr entspricht. Da müsse man einen Ausgleich schaffen. Ich frage ihn in der Diskussion, ob die politischen Voraussetzungen dafür bestehen würden. Wenn ja, sei dies ein vergleichbares Problem, wie wir es nach dem Krieg hatten, als bestimmte Leute alles verloren hatten, andere aber ganz gut (oder gar als „Kriegsgewinnler“) über die Runden gekommen waren. Dies korrigierte dem Anspruch nach der Lastenausgleich.

Unterstützung durch Birgit Mahnkopf, die sagt, bei der Schuldenreduzierung gehe es um einen ähnlichen Prozess. Der ließe sich aber anders als in China mit den politischen Strukturen der EU nicht bewältigen. Xin meint, es gebe immer mehr Erklärungen von Hu Jintao zugunsten von Fairness statt von Markt. Es existierten der Tendenz nach auch weitere entsprechende Festlegungen. Für eine Operationalisierung sei es aber noch etwas früh; man könne etwa an eine Zusatzrente für die früher mal arbeitslos Gewordenen denken. Immerhin ein erster Schritt, aus Ungleichheit ein bisschen mehr Gleichheit zu machen. Es gebe auch einen Erfahrungssatz, wonach ein zu hoher Gini-Koeffizient (also eine starke Spaltung von Arm und Reich) die Produktivität beeinträchtigt. Irgendwie ist das eine Argumentationsstrategie, die mir aus meinem neoliberalen Umfeld heraus sehr vertraut ist. Nur: Die KP Chinas hat schließlich einen anderen Anspruch als unsere Regierenden. Die Übersetzer der Klassiker und ihre Referenten scheinen keinen sehr unmittelbaren Zugang zu den Entscheidungsträgern zu haben oder gar mit ihnen partiell identisch zu sein. Immerhin können sie sich aber auf Deng Xiao Ping stützen, der davon sprach, „zuerst“ würden einige reich, dann würden aber die anderen nachziehen.

Mittagessen in der Kantine; die Professoren- und Verwaltungskräfte mensa in Changping ist eindeutig besser. Danach Besichtigung einer Ausstellung mit Urkunden von und über Marx, Engels, Lenin und Mao. Viele Bücher, die hier im Institut übersetzt wurden. Auch die erste Nummer der „Iskra“, Lenins erster Zeitschrift, ist dabei. Verschiedene Bilder von Marx, die man nicht kennt. Gut wird er verwaltet, der Nachlass. Man findet auch Bilder früherer Übersetzergenerationen, die sich allerdings immer auf die russischen Texte gestützt hatten, was bei Marx und Engels Probleme aufwerfen konnte. Mittlerweile sind sie dabei, die Originale heranzuziehen und „Unebenheiten“ zu berichtigen. Eine Lenin-Gesamtausgabe haben sie in der Mache, mit über 80 Bänden, die größte, die es dann gibt auf der Welt, irgendwie gegen den Trend. Ein Vertreter der Luxemburg-Stiftung will wissen, welche zeitgenössischen Marxisten man übersetze. Erst versteht die Führerin die Frage nicht, dann meint sie, da sollten wir uns bei der Tagungsleitung erkundigen. Wahrscheinlich ist da Funkstille. Was kann man schon als Chinese von Althusser lernen? Oder gar von unseren neunklugen SDS-Genossen von einst? Viel Theorie, die in der Praxis keinen Erfolg hatte. Aus der Ferne schaut man halt darauf, wer was zustande gebracht hat. Und da hat etwa die Parteihochschule lieber mit der Seidl-Stiftung zusammengearbeitet; vielleicht konnte man ja von den Herrschaftstechniken der CSU was abkupfern. Im Moment ist das nicht so „in“ (was verständlich ist); die Zusammenarbeit ist weit weniger intensiv als früher. Trotzdem: Der

emanzipatorische Anspruch ist irgendwie auf den Hund gekommen. Die vorhin geführte Diskussion ist da ganz symptomatisch. Früher waren die Übersetzer der „Bibeln“ mit Sicherheit ganz wichtige Leute; heute sind die guten Hotels für andere da. Man ist irgendwie randständig geworden, hat noch den Segen von oben, gewiss, aber man muss nach einer schönen Formulierung von Hu schießen, damit die eigenen Auffassungen realisierbarer erscheinen.

Nur eine kleine, ganz andere Beobachtung am Rande: Die Bedeutung von Personen und Büchern lässt sich schlecht in vergegenständlichter Form darstellen. Was „Iskra“ bewirkt hat, sieht man so einem kleinen Heftchen nicht an, man muss es wissen. Und auch ein Gemälde von Marx sagt nichts über die soziale Wirkung der Person. Aus kleinen Anfängen kann viel werden – könnte man vielleicht als Erkenntnis mitnehmen.

Nach dem Mittagessen und der Führung bin ich mit meinem Referat dran. Ich soll über „kollektive Lohnverhandlungen in Deutschland“ referieren, darf (und soll) aber auch einiges zu China sagen. Der deutsche Teil ist im Grunde uninteressant, weil Birgit Mahnkopf bereits am Vormittag über die Entwicklung der Löhne und die Tarifpolitik der letzten 20 Jahre referiert hatte. Statt die Veranstalter zu kritisieren, lobe ich meine Vorrednerin und erzähle zunächst einiges über die Funktion von Tarifautonomie und Streik: Partizipation, Dezentralisierung, die eine Anpassung an die wirtschaftliche Lage der Unternehmen ermögliche, und Entlastung des politischen Systems und damit Beitrag zur Stabilität. Dann ab nach China; ich wolle niemanden belehren, was sie mir irgendwie auch abnehmen. Ich rede von den informellen Normen, die die Arbeit erträglich machen, aber es könne ja Unternehmen geben, die sich nicht daran halten. Insbesondere solche, die von Ausländern beherrscht werden. Da seien schon Mechanismen der „Gegenmacht“ notwendig. Dafür müssten aber die betrieblichen Gewerkschaftsfürsten erst mal durch gewählte Interessenvertreter ersetzt werden. Ich erwähne den letztes Jahr gemachten Vorschlag „eines Chinesen“, den heutigen Vorsitzenden die Wahl zwischen 150 % Durchschnittsgehalt eines Gewerkschaftsvorsitzenden neuer Art und der Managementposition zu lassen. Da auch in China das Geld Verdienen beliebt sei, könne man sich gut vorstellen, wie die Entscheidung ausfalle. Dann (eher launige) Auseinandersetzung mit dem Einwand, der Streik verstoße gegen harmonische Arbeitsbeziehungen („reinigendes Gewitter“, „Ehekrach“) und außerdem gegen die führende Rolle der Partei: Mehr Autonomie als die Unternehmen würden die Gewerkschaften nicht beanspruchen, und die lasse sich ja ersichtlich mit der führenden Rolle

vereinbaren. Das alles sei aber kein „Däblier-Modell“, sondern nur eine Anregung zur Diskussion. Viel Zustimmung auf den Gesichtern.

Als nächstes kommt ein Referat zur Leiharbeit in China (was damit eigentlich wenig zu tun hat). Viel Klage über Leiharbeitszahlen, die bei 20 bis 30 % der gesamten Beschäftigung liegen. Sie würden deutlich weniger verdienen als die Stammarbeitskräfte. Das verstößt evident gegen das Arbeitsvertragsgesetz, das den Equal-Pay-Grundsatz zwingend vorschreibt, aber irgendwie scheint dies kaum bekannt zu sein. Die Stellung der Leiharbeitnehmer in der Realität ist ähnlich wie bei uns. Auf die Frage, weshalb das Arbeitsvertragsgesetz nicht durchgesetzt werde, erhält man keine befriedigende Antwort. Brie meint in der Pause im Gespräch, man traue sich halt nicht, den Unternehmen auf die Füße zu treten. Aber auch staatliche Einrichtungen wie Krankenhäuser machen massenhaft von Leiharbeit Gebrauch; die Arbeitsaufsicht scheint ein Papiertiger zu sein – oder wird hier schrecklich übertrieben? Die Tagung in Guangzhou im Mai zum selben Thema kann da ganz spannend werden.

Nach der Pause zwei weitere Vorträge. Sie interessieren mich nicht so schrecklich. Ich hole meinen kleinen Reisecomputer raus und schreibe Tagebuch. Andere denken, ich würde die klugen Worte der Referenten und Diskutanten mitschreiben, Herta macht das auch immer so.

Um halb sechs ist der erste Tag zu Ende. Ich bekomme noch ein Honorar von 3000 Yuan, direkt anständig. Ich werde nach Changping gebracht, um mit der Korrektur der Klausuren zu beginnen. Die Kollegen verstehen das: dass ich das selber machen muss, schafft eher Verbundenheit. Bei der Verabschiedung viele Streicheleinheiten von der Luxemburg-Stiftung. Brie meint, das „Däblier-Modell“ nehme er in seinen aktiven Wortschatz auf, Cornelia Hildebrandt, Mitarbeiterin der Stiftung und von spontaner Freundlichkeit, findet es ganz prima, dass und wie ich referiert habe, Lutz Pohle treffe ich wieder, wenn ich im Herbst das nächste Mal hier bin. Brie erzählt mir noch, sie hätten auch mal Thomas Meyer haben wollen, der sei zunächst sehr positiv gestimmt gewesen, habe dann aber doch abgesagt. Die Gründe sind schwer zu klären. Wang hatte vor meiner Einladung zunächst mal Sven gefragt, ob er mich einladen könne, und dieser hatte geantwortet, da müsse er mich selber fragen. Wang bedankte sich Übrigens noch ausdrücklich, dass ich gerade zu dieser Veranstaltung gekommen sei. Scheint seinem Renommee nicht abträglich zu sein. Am Sonntag beginnt hier eine Automobilausstellung, wo er für Audi dolmetschen muss. Vor den Fachausdrücken der

Techniker hätte ich in jeder Fremdsprache Angst und sage ihm das auch. Er freut sich, weil er das offensichtlich draufhat.

In einer langen Autofahrt durch den Beijinger Freitagabendverkehr werde ich nach Changping gebracht. Es ist regnerisch und kühl. In etwas mehr als einer Stunde ist es geschafft. Ich gehe noch in die Uni, um die Klausuren zu holen, treffe dabei aber niemand. Anschließend Korrekturen im Hotel. Fang Juan ruft so um halb zehn an, dass sie morgen Abend nicht kommen kann, weil sie in der Stadt für einen Menschen dolmetschen müsse, der die Law School begutachte. Sie macht einen sehr erleichterten Eindruck, dass ich das ohne Murren akzeptiere. Was wirklich dahinter steckt, weiß ich nicht; vielleicht hat einfach ihr Ehemann Ansprüche angemeldet. Täte ich an seiner Stelle auch.